

«Wir müssen als Gesellschaft hinschauen»

Zum Auftakt der Präventionskampagne «16 Tage gegen Gewalt an Frauen» versammelte sich am Dienstagabend eine kleine Gruppe an Frauen auf dem Fronwagplatz. Dieses Jahr stehen gewaltbetroffene Frauen und Mädchen mit Behinderung im Zentrum.

Mahara Rösli

SCHAFFHAUSEN. Gewalt gegen Frauen geschieht in jedem Land, auf Strassen oder in den eigenen vier Wänden. Mädchen und Frauen mit Behinderung seien besonders betroffen, sagt Olivia de Graaf, Leiterin der Fachstelle für Gleichstellung, Gewaltprävention und Gewaltschutz des Kantons Schaffhausen. «In der Schweiz leben rund 1,95 Millionen Menschen mit einer Behinderung. Das ist rund ein Viertel der gesamten Schweizer Bevölkerung.» Und trotzdem würden Übergriffe auf sie häufig übersehen. «Aber es geht nicht um eine Randgruppe, sondern um unsere Nachbarn, unsere Arbeitskollegen, Familienmitglieder und Freunde», sagt de Graaf auffordernd.

Sie steht auf dem Herrenacker, um sie herum rund 50 Frauen. Alle von ihnen umklammern mit eisigen Händen einen orangen Lampion. Trotz Kälte und Regen sind sie da – und setzen ein Zeichen gegen geschlechterspezifische Gewalt. Die Farbe? Das Symbol der von den Vereinten Nationen lancierten Kampagne «Orange the World», die an diesem Dienstagabend weltweit gestartet ist. Denn Gewalt gegen Frauen und Mädchen ist auf der ganzen Welt Realität. Alle zehn Minuten stirbt eine Frau durch häusliche Gewalt, schweizweit jede zweite Woche.

Ernstes Lage im Kanton

Hier in Schaffhausen will der Kanton gemeinsam mit ver-



Mit orangen Lampions setzen diese Frauen ein Zeichen gegen Gewalt an Frauen mit Behinderung.

Bild: Roberta Fele

schiedenen Partnerorganisationen die Bevölkerung sensibilisieren. Auf dem Fronwagplatz steht für die nächsten zwei Wochen eine Bank – in Orange. Auch der Munot erstrahlt zum Auftakt und Abschluss der Aktionstage in dieser unverwechselbaren Farbe. «Auch in unserem Kanton ist die Lage ernst. Straftaten im Bereich der häuslichen Gewalt haben in den

letzten Jahren deutlich zugenommen», sagt de Graaf. Zahlen und Statistiken zu Gewalt gegen Frauen mit Behinderung gibt es schweizweit hingegen kaum. Aber, und da ist sich de Graaf sicher: Eine Beeinträchtigung, das Geschlecht, die Herkunft oder die finanzielle Lage könne Barrieren verstärken und das Risiko auf Gewalt erhöhen. «Wir müs-

sen als Gesellschaft hinschauen und besonders verletzte Menschen stärken und schützen.» Gerade wer auf Hilfe angewiesen ist, werde schneller Opfer von Übergriffen oder Vernachlässigung.

Von Lesung bis Selbstbehauptungskurs

Nach dem Auftakt auf dem Herrenacker, organisiert von

den drei Serviceclubs Zonta, Soroptimist und Inner Wheel, spaziert die Gruppe, die überwiegend aus Frauen besteht, hoch zum Herrenacker. Im Eventlokal «Meetingpoint» wartet der Spielfilm «So wie du bist» auf das Publikum. Der Eintritt ist frei für alle, ganz nach dem Motto «De Schneller isch de Gschwinde». Und das wird auch bei

16 Tage gegen Gewalt an Frauen

Die UN-Präventionskampagne, auch «Orange the World» genannt, findet jährlich vom 25. November bis 10. Dezember, dem internationalen Tag der Menschenrechte, statt. Sie macht weltweit aufmerksam auf Gewalt gegen Frauen und Mädchen. Ihren Ursprung hat die Aktion im 25. November 1960, als in der Dominikanischen Republik drei Schwestern ermordet wurden. Aus diesem Gedenktag entstand zunächst ein Aktionstag, der über 30 Jahre später zur Kampagne «16 Tage gegen Gewalt an Frauen» erweitert wurde.

Während der 16 Aktionstage wird geschlechtsspezifische Gewalt schweizweit in verschiedenen Podiumsdiskussionen und Workshops thematisiert – auch der Kanton Schaffhausen beteiligt sich daran. (mrr)

den anstehenden Aktionen, welche der Kanton Schaffhausen gemeinsam mit Organisationen aus der Region geplant hat, so sein. Ob Lesung, tanzende Gesten gegen Gewalt oder Selbstbehauptungskurs – das Projekt «16 Tage gegen Gewalt an Frauen mit Behinderung» soll vor allem eines: die Gesellschaft sensibilisieren und aufklären.

Die russische Logik hinter dem Ukrainekrieg

An der sechsten Veranstaltung des laufenden Semesters der Schaffhauser Senioren-Uni platzte der grosse Saal des Pavillons im Park aus allen Nähten. Jeronim Perović sprach über die russische Logik hinter dem Angriffskrieg auf die Ukraine.

Alfred Wüger

SCHAFFHAUSEN. Cristina Baumgartner, Mitglied der Geschäftsleitung der Schaffhauser Senioren-Uni und einst an der Kantonsschule Schaffhausen Klassenkameradin des Referenten, stellte mit ein paar launigen Anekdoten Jeronim Perović vor, der danach ruhig und gemessen seine Gedanken unter dem Titel «Russlands Krieg gegen die Ukraine und die neue Welt(un)ordnung» dartat.

Dabei ging Perović weit zurück in der Geschichte, bis ins Jahr 1991, als die Sowjetunion an ihr Ende kam, die Gemeinschaft Unabhängiger Staaten entstand und auch die Ukraine ihre Unabhängigkeit erlangte. Boris Jelzin, Präsident der russischen Teilrepublik, und seine Amtskollegen Leonid Krawtschuk (Ukraine) sowie Stanislaw Schuschekewitsch (Belarus) erklärten im Dezember 1991 gemeinsam, dass die Sowjetunion «ihre Existenz beendet» habe.

Damals, so Perović, habe Jelzin Belarus und die Ukraine gedrängt, mit Russland sofort eine

neue slawisch-orthodoxe Union zu bilden. Belarus war dafür, die Ukraine dagegen, denn dort hatte eine grosse Mehrheit der Bevölkerung für die Unabhängigkeit gestimmt. Dies sei für Jelzin, der gedacht habe, die Ukraine könne nur als Teil eines grösseren Gebildes existieren, schwer fasslich gewesen. Er sah den gemeinsamen Ursprung der drei neuen Staaten in der Kiewer Rus und sah folglich einen gemeinsamen Weg.

Unabhängigkeitswille als Kriegsgrund

Darin, dass die Ukraine damals ihren eigenen Weg gehen wollte, liege der Grund für den jetzigen Krieg, so der Referent. Das damals aufgekeimte neoimperialistische Denken Russlands habe später zur Vorstellung der «russischen Welt» geführt. Und zu dieser «Welt» würden alle Staaten hinzugerechnet, in denen Russisch eine der offiziellen Staatssprachen ist und auch von grossen Teilen der Bevölkerung gesprochen wird, zum Beispiel die Ukraine. Dass die Ukraine in dieser Union nicht mitmachen wollte, sei allerdings

kein Problem gewesen, solange die Ukraine wirtschaftlich und militärisch von Russland abhängig gewesen sei (bis 2014).

Drei Faktoren hätten im Laufe der Zeit indes die Lage geändert: Russland erstarkte unter Wladimir Putins Präsidentschaft: Er stabilisierte den Staat, und dank Öl kam Geld. Die Aussenpolitik wurde wichtiger, die Suche nach dem neuen Platz in der Welt begann. Putin knüpfte, so der Referent, an Jelzins Idee von der multipolaren Weltordnung an, die gebildet werde von den USA, China, Russland, Indien, Brasilien.

Bis 2013/14 sei innerukrainisch das Interesse an geopolitischen Fragen nicht sehr gross gewesen. Dann aber kam es auf dem Maidan in Kiew zum Protest gegen die Regierung. Putin war alarmiert. Perović: «Es ist ganz einfach: Je stärker die Ausrichtung auf den Westen und je demokratischer die Ukraine ist, desto weniger kann Russland die Ukraine kontrollieren.» Putin als der Stärkere schlug zu: Er nahm sich die Krim und schürte Unruhen im Donbass. Allerdings wandte sich

die Ukraine in der Folge noch stärker dem Westen zu.

Die Eigendynamik des Krieges

Putin habe sich verschätzt, so Perović. Aber einmal begonnen, müsse der Krieg weitergehen. Putins politisches Schicksal hänge daran. Fazit: Ein Friede sei zurzeit im russischen Selbstverständnis eigentlich ein Ding der Unmöglichkeit. Und selbst



Jeronim Perović. Bild: Roberta Fele

wenn es zu einem Abkommen käme, so der Referent, würde die Ukraine wohl 20 Prozent des Territoriums abgeben müssen, Russland also für seine Aggression belohnt.

Und: Russland hat Alliierte gefunden. Der globale Süden habe sich nicht von Russland abgewandt, China wolle nicht, dass Russland verliert. So würden die westlichen Sanktionen erfolgreich unterlaufen. Indien, China, die Türkei seien heute starke Exportpartner von Russland. «Seit dem 24. Februar 2022 hat Russland mit dem Verkauf fossiler Energieträger über 976 Milliarden Euro verdient», sagte Perović. «Russland kann diesen Krieg noch lange führen.» Ausserdem stünden die USA nicht mehr fest an der Seite der Ukraine. Perović über Trumps Strategie: «Die Situation soll sich stabilisieren, damit er wieder Geschäfte mit Russland machen kann.»

Die Ukraine stehe gegenwärtig mit dem Rücken zur Wand, aber die Kriegshandlungen seien noch immer örtlich begrenzt, so Perović. Muss sich der Westen

also bedroht fühlen? Weltweit hätten sich die Rüstungsausgaben seit den 1990er-Jahren verdoppelt, sagte der Referent. «Hier spiegelt sich das Bedrohungsgefühl wider.» Russland investiere inzwischen offiziell über sieben Prozent des Bruttoinlandsproduktes in seine Rüstung. Das sei so viel wie einst in der Sowjetunion.

Dazu komme eine massive Militarisierung der Bevölkerung inklusive der Kinder. Die Geschichtsschreibung werde geschönt, Stalins Verbrechen würden verharmlost. Perović: «Russland setzt im Ukrainekrieg die Politik mit militärischen Mitteln fort, weil aus russischer Sicht die Ukraine zur russischen Welt gehört. Aber es ist nicht von der Hand zu weisen, dass sich Russland auf einen grossen Krieg vorbereitet. Alle Staaten scheinen sich auf einen Krieg vorzubereiten, den niemand will. Ähnlich war es vor dem Ersten Weltkrieg.» Es handle sich um eine klassische Rüstungsspirale. Brennpunkte aber seien die Grauzonen. Die gelte es nicht aus den Augen zu verlieren: Georgien, Moldau, Kasachstan.